1.

Reden

veranlaßt durch die Ereignisse der Zeit.

Von

Ferdinand Delbrück.

Vorgelesen in der königlichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen.

Königsberg

bey Friedrich Nicolovius.

1813.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorerinnerung.

Die folgenden in der königlichen deutschen Gesellschaft, deren Mitglied ich zu seyn die Ehre habe, binnen fast dreyjähriger Frist von mir gehaltenen Reden bilden in so fern ein Ganzes als sie sich auf die Ereignisse der Zeit beziehn, und den Gelehrten die Sorge empfehlen sollen, sich der öffentlichen Angelegenheiten anzunehmen dadurch, daß sie ihre Wissenschaft und Beredsamkeit gebrauchen, in Ansehung derselben rechtschaffene Gesinnungen und richtige Begriffe zu nähren und zu verbreiten. Außer dieser Absicht ist an den Aufsätzen vielleicht nicht viel zu loben. Darum würde ich kaum mich entschlossen haben, sie herauszugeben, wenn

ich

ich nicht glaubte, daß sie manchen Gedanken berührten, der unter so außerordentlichen Umständen, wie die gegenwärtigen, bey der allgemeinen Theilnahme an den höchsten und würdigsten Gegenständen menschlicher Bestrebung in andern bessere Gedanken wecken kann. Aus dieser Ursach habe ich sie dem Drucke übergeben, und zwar um so lieber, da ich hiedurch Gelegenheit erhalte, in diesen großen Tagen der Entscheidung auch ferne Freunde zu begrüßen, und ihnen etwas von dem mitzutheilen, was seit meiner Trennung von ihnen nebst dem Andenken an sie, in Stunden einsamer Muße nicht aufgehört hat, mich zu beschäftigen.

Königsberg in Preußen, den 21sten Februar 1813.

Ferdinand Delbrück.

Inhalt.

Erste Rede.

Ueber die Verbindung des wissenschaftlichen Geistes mit dem staatsbürgerlichen. Vorgelesen bey des Verfassers Eintritt in die deutsche Gesellschaft den 7ten März 1810. . . . Seite 1

Zweyte Rede.

Ueber die Entstehung und den Untergang des europäischen *Staaten*vereins. Vorgelesen zur Feyer des Geburtstages des Königs den 3ten August 1810. . . . . — 17

Dritte Rede.

Kunst und Wissenschaft gedeihet am besten, wenn sie großen Zwecken dienstbar wird. Vorgelesen zur Feyer des Krönungsfestes den 18ten Januar 1813. . . . . — 38

Erste Rede.

Ueber die Verbindung des wissenschaftlichen Geistes mit dem staatsbürgerlichen.

Vorgelesen bey des Verfassers Eintritt in die deutsche Gesellschaft, den 7. März 1810.

Die hier versammlete gelehrte Gesellschaft, welche mir die Ehre erzeigt hat, mich unter ihre Mitglieder aufzunehmen, heißt die deutsche. Dieser Name, den sie anfangs wählte, weil sie die Vervollkommnung der deutschen Sprache sich zum Augenmerk gesetzt hatte, gewinnt, seit sie den Kreis ihrer Bestrebungen erweitert hat, tiefere Bedeutung.

Indem ich bey mir überlegte, nach welchen Tugenden man trachten müsse, um heut zu Tage einer Gesellschaft würdig zu werden, die vorzugsweise die deutsche heißt, habe ich bey einem der für unterscheidend geltenden Züge in dem Karakter deutscher Gelehrten mich verweilt, bey der Gründlichkeit. Der Geist der Gründlichkeit, dessen wegen unsere Vorfahren von jeher wohl berufen gewesen, wurde im abgewichenen Jahrhundert von neuem unter uns belebt, und vielleicht weiter als jemal verbreitet durch Lessing. Nichts unterscheidet die Werke dieses Meisters so sehr, als eine Mischung lebendigen im Scherze und Spott gleich gewandten Witzes, scharfen Verstandes, tiefer Gelehrsamkeit, innigen Gefühls, verbunden mit ganz reiner und uneigennütziger Liebe zur Wahrheit. Diese glüht in Werken, worin er so Geringfügiges behandelt, wie in den antiquarischen Briefen nicht weniger als in denen, welche die wichtigsten Gegenstände menschlichen Nachdenkens zum Inhalt haben, ich meine die theologischen. Gleichwie nun durch die erst gedachten Vorzüge Lessing den Leser besserer Art unwiderstehlich anzieht und unaufhörlich ergötzt, so theilt er ihm durch den letztgenannten Ahnung und Bewußtseyn dessen mit, worin der Geist echter Forschung bestehet. Hiedurch ward Lessing unter uns für die Wissenschaft, was bald nach ihm Goethe für die

Kunst,

Kunst; und wenn man bedenkt, daß ihrer beider Vorgänger, Winckelmann, der erste Deutsche war, der in schön geschriebenen Werken die Wissenschaft auf die Kunst anwandte: so erhalten die Worte des Dichters einen sehr bestimmten Sinn, welcher sagt:

Lessing und Goethe, die haben die Bildung der Deutschen gegründet,
Würdiger Quell warst du, heiliger Winckelmann! einst.

Obgleich es nun scheint, man könne einem Menschen überhaupt und namentlich einem Gelehrten nichts Vortrefflicheres anrühmen, als reine Liebe zur Wahrheit: so könnte diese doch, wie seltsam solche Behauptung auch lauten mag, unserer Literatur in einer Rücksicht geschadet haben, so fern sie nämlich durch Ergründung des Kleinsten wie des Größten in gleichem Grade befriedigt wird, und daher den Forscher in der Wahl des Gegenstandes seiner Untersuchung gleichgültig macht. „Wenn Gott,“ sagt Lessing, „in seiner Rechten alle Wahrheit, und „in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb „nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatze, mich „immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und „spräche zu mir: wähle; ich fiele ihm mit Demuth „in seine Linke, und sagte: Vater gieb! die reine „Wahrheit ist ja doch nur für dich allein.“ Wer die in diesen schönen Worten ausgedrückte Gesinnung

mit Lessingen theilt, wird über die Echtheit oder Unechtheit einer Partikel in den Oden Pindars mit eben so regem Eifer grübeln, wie über die schwerste Aufgabe der Staatskunst, und so ist die Verbreitung jener Gesinnung vielleicht von vielen Ursachen eine, warum mehrere unserer besten Werke den vorzüglichsten unter den alten und ausländischen zwar an Schönheit der Gestaltung sich vergleichen lassen, aber an Würde des Inhalts nachstehn. Unter den itzo Lebenden ist unstreitig einer von denen, welche die Sprache am unumschränktesten beherrschen, und auch in der Prosa die Stärke des Ausdrucks am meisten in ihrer Gewalt haben, Johann Heinrich Voß. Welche Wunder aber kann die demosthenische Kraft seiner Rede thun, da er sie auf Streitschriften wendet über mythologische Gegenstände, auf Recensionen über Heynens Homer, Adelungs Wörterbuch, Bürgers Sonnette? Indem er, antwortet vielleicht mancher, das Gemisch verworrner Sagen scheidet und sichtet, indem er das Gefühl für Adel des wörtlichen Ausdrucks, für Angemessenheit des Versbaues und Gleichklangs berichtigt und verfeinert, schärft er den Blick des Geistes überhaupt, heller zu sehn auch in dem, was die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Geschlechts betrifft, und belebt für alle Verhältnisse den Eifer, die erkannte Trefflichkeit in's Werk zu setzen. Wahres, Gutes und

Schönes sind ja innig verwandt; Kunst, Wissenschaft und Sittlichkeit haben ja keine abgesonderte viel weniger feindliche Gebiete, so daß auf dem einen nichts gewonnen werden kann, ohne dem andern zu Statten zu kommen. Diese innige und vielseitige Berührung der mannichfaltigsten Gegenstände menschlichen Empfindens, Denkens und Handelns leugne ich nicht, behaupte aber zugleich, daß dennoch einige vor andern gelehrter Sorge würdig seyen. Von den letzten Zwecken des Staats und der Kirche wohnen jedem ohne Ausnahme mehr oder weniger klare Begriffe bey. Ueber die Mittel, die zur Erreichung dieser Zwecke dienlich oder undienlich sind, und über die Ursachen, welche deren Anwendung ehedem und itzo befördert oder gehindert haben, belehrt zu werden, dieses Bedürfniß empfindet jeder zum Denken aufgelegte und zum Handeln berufene Mensch als eines der dringendsten. Wer es Jemanden befriedigt, indem er die darauf bezüglichen Ideen und Gesinnungen weckt, ordnet, nährt, stärkt, kann mit Sicherheit darauf rechnen, von hier aus wie von dem Mittelpuncte Licht und Wärme durch die ganze Seele desselben zu verbreiten, wogegen es viel mißlicher ist, von einem der Puncte des Umkreises aus nach der Mitte hin zu wirken. Hieraus folgere ich, daß von zwey gleich gründlich gedachten und gleich schön geschriebenen Werken, deren eines

über den Gang menschlicher Schicksale im Allgemeinen, über die großen Fragen vom Wesen der Kirche und des Staats, und was im Betriebe derer, die beiden vorstehn, eitel, und was wesentlich sey, Aufschlüsse giebt, das andere, wie Lessings Dramaturgie, Kritiken enthält über französische Tragödien, jenes das an sich vortrefflichere sey.

Es kann nicht geleugnet werden, daß unsere vorzüglichsten Schriftsteller so große Gegenstände, wie die berührten, zu selten in's Auge gefaßt haben; und dieß hat eine andere unserer Literatur nachtheilige Wirkung hervorgebracht, das Bruchstückliche in ihren Arbeiten, indem wir von den meisten derselben nicht Werke aufzuweisen haben, sondern nur Werkchen, welche in dem Grade weniger tief und dauernd auf die Nation wirken, in welchem sie von geringerm Umfange sind. Seit der Erscheinung des ersten Bandes, erzählt Gibbon in der Vorrede zur zweyten Hälfte seiner Geschichte, sind mir zwölf Jahre verflossen, zwölf Jahre, wie ich wünschte, in Gesundheit, Muße und Beharrlichkeit. Lang, sagt Montesquieu von seinem Buch über den Geist der Gesetze, lang habe ich dieses Werk durchdacht, oft habe ich meine Blätter den Winden Preis gegeben; so bald ich aber meine Grundsätze entdeckt hatte, kam mir alles von selbst; nnd in dem Lauf eines

zwan=

zwanzigjährigen Zeitraums, habe ich mein Werk anfangen, wachsen und enden gesehn.

Nur große Gegenstände können zur Unternehmung so umfassender Werke Begeisterung, zur Vollendung derselben Muth und Standhaftigkeit einflößen.

Wäre unser Lichtenberg glücklich genug gewesen, bey Zeiten einen solchen Gegenstand zu finden, dessen Bearbeitung das höchste Maß der Anstrengung aller seiner Kräfte für das ganze Leben in Anspruch genommen hätte, er würde nicht so oft und so bitter, wie er wirklich thut, über Mangel an Zusammenhang zwischen seinen Begriffen und Kenntnissen geklagt, sondern Stoff gefunden haben zu einem Werke, in welchem er das Beste, was er gedacht und empfunden, hätte niederlegen und zu einem schönen Ganzen ordnen können. Kaum läßt sich zweifeln, daß sein guter Genius in glücklichen Augenblicken ihm das Bild eines solchen Gegenstandes in der Ferne gezeigt habe, und wenn er es nicht ergriff und festhielt: so lag die Ursach vielleicht in nichts anderm, als in der ängstlichen Genauigkeit, womit er sich so oft in das ganz Einzelne verlor. Sage ich nun, dasselbe gelte von mehrern unter unsern jenem an Talent gleichen oder überlegenen Schriftstellern: so verneine ich damit nicht, (und wie könnte ich es?) daß unsere Litera-

tur Werke aufzuweisen habe, welche nicht allein wegen der Gründlichkeit der Forschung, sondern auch wegen des Umfangs und der Würde des Inhalts die größte Achtung verdienen. Unglücklicher Weise aber zeichnen sich unter diesen die meisten durch Schönheit der Darstellung am wenigsten aus. Ein von mir hoch verehrter Mann äußerte einst im Lauf des Gespräches gegen mich, daß des Michaelis Werk über das mosaische Recht von Seiten der Gelehrsamkeit und politischen Weisheit Montesqieus Geiste der Gesetze füglich an die Seite gestellt werden könne. Ist dieses richtig: so kann die Ursach, warum es den Ruhm des französischen von verwandtem Inhalt nicht erlangt hat, nur im Vortrage liegen. Pütters Entwickelung der deutschen Reichsverfassung behandelt mit großer Gelehrsamkeit einen Gegenstand, der jedem Deutschen die innigste Theilnahme abgewinnen muß, leider aber merkt man es an der Darstellung dem Werke nicht an, daß es für die königliche Familie von England geschrieben worden. Daraus nun, daß bei uns die beredten Schriftsteller um die öffentlichen Angelegenheiten, und die politischen (das Wort in der weitesten Bedeutung genommen) um die Beredsamkeit sich weniger bekümmert haben als anderswo, könnte man schließen, die deutschen Gelehrten überhaupt verdienten den Vorwnrf, es fehle ihnen Neigung oder

Fähig-

Fähigkeit, an den großen Geschäften des handelnden Lebens durch Belehrung, Rath und Ermunterung Theil zu nehmen. Fern aber sey es, diese Folgerung einzuräumen. Denn was jenen Vorwurf veranlassen könnte, davon tragen nicht so wohl sie die Schuld als vielmehr eine gewisse bis dahin vielleicht nicht genug beachtete Eigenthümlichkeit in unsern bisherigen gesellschaftlichen Verhältnissen. England verdankt seine glückliche Verfassung der Tyranney seiner Könige zu einer gewissen Zeit. Bey uns sind von jeher die Fürsten und Machthaber wie im Guten so auch im Bösen weniger außerordentlich gewesen als anderswo. Hiedurch sind die deutschen Völker eingeschläfert worden, und haben die Sorge für die Freyheit dergestalt versäumt, daß wir in vielen politischen Einrichtungen weit unter dem Mittelmäßigen geblieben sind. Den stärksten Beweis des Gesagten giebt die Geschichte der Reformatoren. Sie, welche so viel Muth und Verstand zeigten, die Kirche von dem Druck zu retten, unter dem sie der Papst hielt, thaten nichts, sie gegen die viel gefährlichere Willkühr zu schützen, die ihr von Seiten der weltlichen Macht drohete. Nicht zufrieden, die Idee des geweihten Priesterthums und des göttlichen Rechts der Bischöfe aufzugeben, giengen sie in dem blinden Vertrauen zur Weisheit und Gerechtigkeit der Fürsten so weit,

daß

daß sie diese zu Oberhäuptern der Kirche erklärten, ohne ihnen, wie anderswo geschah, eine begüterte mit Macht und Ansehn bekleidete Geistlichkeit an die Seite zu setzen. Es gereicht den Fürsten zur Ehre, daß sie dieses Vertrauen nicht öfter und nicht in größerm Maße gemißbraucht haben, als manche wirklich gethan. Dennoch ist klar, daß von jener gänzlichen und unbedingten Erniedrigung und Unterordnung des Geistlichen unter das Weltliche, mehr als von etwas anderm der tiefe Verfall herrührt, worin wir heut zu Tage die Kirche bey uns erblicken; und daß, so lange jene Ursach fortwirkt, alle Versuche, diese zu heben, vergeblich seyn werden. Andere eben so bedeutende Zeitwechsel wie die Reformation herbeyführte, mag man auf eine eben so unverantwortliche Weise zur Befestigung und Vervollkommnung der gesellschaftlichen Einrichtungen unbenutzt gelassen haben. Dieses schließe ich aus einer Stelle in des verewigten Johann von Müller Darstellung des Fürstenbundes, wo er klagt, es sey nicht zu leugnen, daß von jeher die Stände viel Thunliches nicht gethan. Aus dieser Nachlässigkeit nun von Seiten der Regierten in Verbindung mit einer gewissen natürlichen Gutmüthigkeit von Seiten der Regierenden, welche das Uebermaß der Mißbräuche meist glücklich verhütete, entsprang das sonderbare Verhältniß, daß fast nirgend im deutschen

Reiche

Reiche die Verfassung gut genug war, um innige Liebe, und die Verwaltung mit wenigen Ausnahmen nirgend schlecht genug, um tiefen und dauernden Haß zu erregen. Was aber weder Liebe noch Haß erweckt, läßt gleichgültig. Kein Wunder also, daß die Schriftsteller von Einbildungskraft und Gefühl nach Stoff zu ihren schönen Darstellungen sich lieber anderswo umsahen als in der Staatskunst, und daß die politischen in Behandlung ihrer Gegenstände kalt blieben. Jenen kam überdem die Unkunde und Verachtung des Vaterländischen, welche seit Friedes richs des Zweiten Zeit unter unsern Fürsten und Machthabern Sitte geworden, trefflich zu Statten, so fern sie auf jenem entlegenen Gebiete der freyesten Entwickelung und Anwendung ihrer Kräfte keine Art von Hinderniß in den Weg legte; diese wußten wohl, daß die, für welche sie zunächst schrieben. d. h. ihres gleichen Beredsamkeit nicht vermissen würs den. — Doch — andere Zeiten, andere Sitten! Das tausendjährige Gebäude unserer Reichsverfassung haben wir vor unsern Augen, ich will nicht sagen, verfallen, sondern plötzlich einstürzen gesehn, und finden uns unter den Trümmern derselben der augenscheinlichsten Gefahr ausgesetzt, auf immer mit der Würde politischer Selbständigkeit alles einzubüßen, was Menschen das Theuerste seyn soll. Schwerlich wird der ausserordentliche Mann, der in

Zer=

Zerstörung dessen, was nicht länger dauern sollte, sich so übermächtig beweiset, Zeit behalten, das Niedergerissene wieder aufzubauen, sondern dieses Geschäft andern überlassen müssen. Der glückliche oder unglückliche Erfolg desselben wird ganz allein abhängen von den Gesinnungen, welche das aufblühende Geschlecht beleben, und diese wieder großen Theils ihre Richtung empfangen von denen, welche bestimmt sind, demselben lehrend und bildend vorzustehn:

Quem te Deus esse
Jussit, et humana qua parte locatus es in re,
Disce.

Wer von uns kann diese Ermahnung des Dichters zu Herzen nehmen, ohne inne zu werden, er lebe in einer Zeit, wo Gleichgültigkeit gegen die großen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens sündlich, wirksame Theilnahme daran unerlaßliche Pflicht für ihn ist? — Um diese nach ihrem ganzen Umfange zu erfüllen, würde einem vornehmlich obliegen, das ganze System der bisher aufgefaßten Gedanken und Erfahrungen über Kirche und Staat von neuem zu durchmustern und zu ordnen, zur Lösung der entstehenden Zweifel und zur Ausfüllung der bleibenden Lücken außer der Geschichte die Weisesten aller Zeiten zu befragen, die näher oder ferner liegenden, mehr oder weniger tief wirkenden

Ursachen unseres Unglücks zu erforschen, die Ueberzeugung von dem für Regierende und Regierte gleich unschätzbaren Werthe einer vaterländischen, gerechten und dadurch liebenswürdigen Verfassung durch tägliche Betrachtung bey sich zu nähren und zu stärken, dieselbe bey jeder sich darbietenden Gelegenheit zwar mit Mäßigung, aber zugleich mit Entschlossenheit und unerschütterlicher Standhaftigkeit in Wort und That zu behaupten, endlich zur Verbreitung der hierauf bezüglichen Ideen und Gesinnungen die eigene Berufswissenschaft, so weit es die Natur derselben verstattet, anzuwenden. Sollte in Ansehung der letzten dieser Foderungen Jemand sorgen, unter solchem Streben werde die oben von mir gerühmte Gründlichkeit leiden: so erinnere ich, um das Eitele dieser Befürchtung zu zeigen, an die Geschichte der Philologie und frage, wer doch diejenigen waren, welche im funfzehnten und sechzehnten Jahrhundert die Alterthumskunde emporbrachten, und jene herrliche Wissenschaft stifteten? Nicht Grammatiker waren es, sondern Männer, meist bekleidet mit den höchsten Würden in der Kirche und im Staat, verwickelt in die gewaltigen Kämpfe damaliger Parteyungen, deren Häupter sie zum Theil waren. Schwerlich wird Jemand Kühnheit genug haben, zu behaupten, Petavius würde gelehrter geworden seyn, wenn er weniger eifrig für

die Ehre seiner Kirche und seines Ordens gewesen, Grotius die Alten besser verstanden und einsichtiger ausgelegt haben, wenn er nicht bey Lesung derselben seinen Blick unablässig hingeheftet hätte auf die großen Gegenstände, die er in der Erklärung der Bibel und in dem Buche vom Recht des Krieges und Friedens, zweyen seiner Hauptwerke, behandelt. Fern sey es, denen beyzustimmen, welche es für irgend eine Wissenschaft als Beeinträchtigung ansehn, wenn sie großen Zwecken dienstbar gemacht wird, als ob Begeisterung für das Höchste und Beste, für Recht, Religion, Freyheit, Ordnung und Zucht die Seele abstumpfte für die Empfindung des Schönen, träge machte in Erforschung des Wahren, als ob nicht sie allein vermöchte, zur Unternehmung schwerer Arbeiten Entschlossenheit, zur Vollendung derselben Muth einzuflößen. Vielleicht aber scheint es Manchem, Kirche und Staat in Deutschland wie im ganzen Europa befinde sich jetzo in einem Zustande, daß an Rettung gar nicht mehr zu denken sey, nichts könne vor Verzweifelung schützen als Vergessenheit der Gegenwart; dieß gewähre am sichersten das stille Heiligthum der Wissenschaft. Verlangen, die Sorge auch dahin mit sich zu nehmen, heiße, dem Kummer seinen einzigen Trost und seine letzte Linderung rauben. Einem solchen würde ich antworten, jetzo sey nicht

die Stunde zu rasten und zu feyern; alles für verloren zu achten nur dann, wenn wir uns selber verlieren; wo mit der Noth der Zeit die Kraft des Widerstandes gewachsen, habe jene schon öfter aus Zerstörung eine neue schönere Ordnung hervorgerufen, wohin auch das Trostwort des Evangeliums deute: Es werden Zeichen geschehen an der Sonne und Mond und Sternen; und auf Erden wird den Leuten bange seyn, und werden zagen, und die Menschen werden verschmachten vor Furcht und vor Warten der Dinge, die da kommen sollen. Wenn aber dieses anfängt zu geschehn: so sehet auf, und hebet eure Häupter auf, darum, daß sich eure Erlösung nahet. Wenn ihr das alles sehet angehn, so wisset, daß das Reich Gottes nahe ist.

Um Mißverständnissen vorzubeugen, will ich zum Schlusse an noch einen für unterscheidend geltenden Zug im deutschen Karakter erinnern, an die Bescheidenheit. Bescheiden im Thun ist, wer sich genau innerhalb der Gränzen des ihm angewiesenen Wirkungskreises hält. Der Gelehrte als solcher ist nicht berufen zu handeln, sondern für den Augenblick des Handelns sich und andere mit Ideen und Gesinnungen zu versehn. Diesem Beruf wird er um so besser genügen, je strenger er sich in dem Bezirke des Allgemeinen hält, und je sorgfältiger er jede unmittelbare Beziehung auf jetzo lebende

und

und obwaltende Personen und Umstände meidet als welches so leicht den Begriff verwirrt und die Empfindung verfälscht. Wie man in der Zeit und für die Zeit kräftigst denken und sprechen könne, und sich doch über derselben emporhalten, davon giebt der Geschichtschreiber der Schweiz nachahmenswürdige Beyspiele in der Darstellung des Fürstenbundes und in den Reisen der Päpste. Indem diese Werke für die Begebenheiten der Zeit, wodurch sie veranlaßt wurden, die höchsten Gesichtspuncte aufstellen, wohin die politische Betrachtung sich erheben kann, behandeln sie ihren Stoff in so großer und würdiger Weise, daß sie Eindrücke zurück lassen, die nur in edeln Seelen haften, und aus einer von diesen in die andere übergehend rein wohlthätig wirken und viel länger als das wilde Getriebe rastlos geschäftiger Leidenschaftlichkeit. Denn wie der theure Verewigte sagt: Scepter brechen, Waffen rosten, der Arm des Helden verweset; was in den Geist gelegt wird, bleibt ewig.

Zweyte Rede.

Ueber die Entstehung und den Untergang des europäischen Staatenvereins.

Vorgelesen zur Feyer des Geburtstages des Königs den 3ten August 1810.

Verehrte Anwesende!

Die Erwartung, womit wir der Feyer des heutigen Tages entgegensahn, ist auf das schmerzlichste getäuscht. Das Andenken an unsern theuern König, das uns nicht nur von neuem zu allem Löblichen kräftigen und stärken, sondern auch trösten und erheitern sollte, versetzt uns in die tiefste Trauer. Sie, welche die Zierde,

ja die Seele wie eines jeden seiner Feste, so insonderheit des Festes seiner Geburt war, Sie, welche ihm den Glanz der Krone so schön verherrlichte und ihre Lasten tragen half; der Stolz und die Freude seines Volks, die Mutter seiner durchlauchtigen Nachkommenschaft, die innigste Vertraute seines Herzens, die Königin ist nicht mehr.

Gewiß befinden sich viele in dieser Versammlung, die an jenem bangen schreckensvollen Tage Zeugen waren, als die theure Verewigte bey schwerer Krankheit in rauher Jahreszeit unter den Thränen des begleitenden Volkes diese Stadt verließ, um dem andringenden Feinde zu entfliehn. Alle zitterten für ihr kostbares Leben; und doch! hätte der Himmel damals sie aufgenommen, wie reichen Trost würde ihr erhabener Gemahl mit jedem seiner Unterthanen in dem Gedanken gefunden haben, daß sie nun glücklich gerettet wäre aus den Drangsalen, die sein königliches Haus bestürmten. Aber sie genas und gewann Kraft genug, um in dem Kampfe mit den härtesten Widerwärtigkeiten nicht zu erliegen, und die schwersten Prüfungen, die ein gekröntes Haupt treffen können, zu überstehn. Endlich, nach jahrelangem Leiden und Entbehren dämmert ein Schein wiederkehrenden öffentlichen Glücks auf. Ihr sehnlicher Wunsch, an der Seite des Königs in die Hauptstadt zurückzukehren und dadurch dem Volke ein Unterpfand zu geben,

daß die Gefahren des Vaterlandes vorüber seyen, wird ihr gewährt. Und nun, da in dem wiedergebornen Staate die alte Ordnung von neuem sich zu regen anfängt, da einige Linderung selbst von der Seite kommen zu wollen scheint, von welcher bisher so viel Herbes kam, und sie nun die süße Gewohnheit ihrer ehemaligen landesmütterlichen Wirksamkeit in friedlicher Stille wieder anzunehmen gedenkt — stirbt sie.

Die Jugend der Vollendeten, der reiche Schatz an fürstlicher Frauentugend, den sie bewahrte und von welchem Millionen so vielen Segen noch für ihre Enkel hofften, das Unerwartete ihres Todes, die Umstände, selbst der Ort desselben — wenn das alles sich vereinigt, diesen Trauerfall zu einem der rührendsten zu machen für einen jeden unter uns — welchen Eindruck muß es machen auf das gefühlvolle Herz dessen, dem sie alles war. Sehnsucht bey den Erinnerungen an die Vergangenheit, wo das liebenswürdige Bild der Entschlafenen ihm überall begegnen muß, Gram bey der Voraussicht in die Zukunft, wo er es überall vermissen wird, Wehmuth bey jedem Blick auf seine Kinder, die vielleicht in dieser Stunde sich um ihn drängen, um ihm mit weinenden Augen den Glückwunsch schweigend oder stammelnd zu sagen — das sind die Empfindungen, unter deren traurigem Wechsel ihm der heutige Tag verfließen wird. Aber seine

fürstliche Gesinnung, welche, wie man nicht zweifeln konnte und ausdrücklich vernimmt, sich unter dem Drucke dieses schweren Leidens so herrlich bewährt, wird seinen Schmerzen eine Grenze setzen. Darum müssen auch wir unsere Trauer bis auf den Grad mäßigen, daß sie diese Feyer nicht störe, sondern veredele, und uns nur desto empfänglicher mache für Betrachtungen, auf welche bey jedem vaterländischen Feste der Gang der Zeitereignisse mit fast unwiderstehlicher Gewalt hinzieht.

Es sey daher vergönnt, die Aufmerksamkeit auf die Verknüpfung von Begebenheiten zu richten, durch welche sich im Lauf der Jahrhunderte jener europäische Staatenverein bildete, unter dessen Bundesgliedern diese Monarchie einen so hohen Rang einnahm, und bei dessen Auflösung der Ruhm und die Macht auch des preußischen Namens nicht unversehrt geblieben sind. Vielleicht finden wir hiebey Anlaß, uns zu hohen würdigen Gedanken zu erheben, die vermögend sind, wenigstens für Augenblicke unsern Kummer zu unterbrechen und uns in eine dieses Tages würdige Stimmung zu versetzen.

Innerhalb eines Jahrtausends nach dem Umsturze des weströmischen Reichs hatte sich in Europa ein gesellschaftlicher Zustand entwickelt, der vorher in der Welt seines Gleichen nicht gehabt hat, ein über einen ganzen Erdtheil sich erstreckendes Gemeinwesen

von

von selbständigen Staaten größeren oder kleineren aber fast nirgend übermäßigen Umfangs. Die Idee eines solchen Gemeinwesens, an dessen Spitze ein weltliches und geistliches Oberhaupt stehe, bildete sich zuerst bey Erneuerung des Kaiserthums durch Karl den Großen, und befestigte sich, seit Otto mit der deutschen Krone die römische und lombardische auf viele Jahrhunderte vereinigte. Wahrscheinlich wäre es dessen Nachfolgern gelungen, sich die ganze Christenheit dienstbar zu machen, ohne die bald ausbrechenden Streitigkeiten der beiden Oberhäupter über den Vorrang, Streitigkeiten, welche zum Vortheil der Päpste entschieden wurden. Nicht nur erreichten diese, der Kirche die Unabhängigkeit von der weltlichen Macht zu erwerben und zu sichern, sondern auch durch Begünstigung der ständischen und städtischen Freyheit in Deutschland und Italien die Macht der Kaiser dergestalt zu entkräften, daß ihre Entwürfe zur Errichtung eines Weltreichs scheiterten. Wie nun auch in andern Staaten ebenfalls unter priesterlichem Einflusse die königliche Gewalt fortdauernd geschwächt wurde, schien Europa von einem der Alleinherrschaft entgegengesetzten Uebel bedroht zu werden, dem Uebel einer übergebührlichen Vielherrschaft, welche durch unaufhörliche Kriege die Kräfte der christlichen Völker verzehrte. Schranken wurden dieser gesetzt durch die Kreuzzüge, bey deren Ende einigermaßen klar wurde,

was

was aus jedem europäischen Volke werden sollte. Als aber durch zweyhundertjährige Kämpfe und Arbeiten unter den allerheftigsten Erschütterungen in der Kirche und im Staate die bürgerlichen Verfassungen zu einigem Bestande gelangen wollten, begab sich ein Ereigniß, welches dem europäischen Gemeinwesen unvermeidlich den Untergang bringen zu müssen schien, ich meine jene unglückselige Trennung der Christenheit durch die Reformation der Kirche bey einem Theil derselben; doch bewirkte diese für damals das Gegentheil. Indem sie in den protestantischen Ländern den vorher in vieler Rücksicht so wohlthätigen Einfluß des Papstes ganz aufhob, und in den katholischen den vorher oft nachtheiligen Einfluß desselben in die gehörigen Schranken zurückwies, vermehrte sie dort die Sorge, die politische Freyheit durch andere Stützen zu sichern, und machte hier einer neuen kurz vorher entstandenen Idee Raum, der Idee des politischen Gleichgewichts. Zu den bedeutendsten Erfolgen von jenen Bestrebungen gehört die Bildung der engländischen Staatsverfassung, von diesen der westphälische Friede.

Obgleich nun die Idee von einem weltlichen und geistlichen Oberhaupte verschwunden war, blieben die europäischen Völker nichts desto weniger innigst verknüpft durch das Band einer gemeinsamen Sprache der lateinischen, welche von einem Ende Europas zum

an-

andern den Gedankentausch möglich und leicht machte, durch gemeinsame Rechte das römische und kanonische, welche den abgesonderten Gesetzgebungen zum Grunde lagen, durch gemeinsame heilige Urkunden, welche bey aller Verschiedenheit über wichtige Stücke der Lehre und Zucht doch Einheit des Glaubens über das Wesentliche der Religion unterhielten; durch gemeinsame Anordnungen, wie die welche den Adel und die Bürgerschaften bildeten, und zwischen Personen desselben Standes, ungeachtet der Verschiedenheit ihrer Abkunft, eine gewisse politische Gleichheit hervorbrachte, endlich durch vielseitiges Verkehr des Handels, der Betriebsamkeit, der Künste und Wissenschaften. Doch kränkte dies alles nicht die Selbständigkeit der Völker, denn neben der lateinischen Sprache bildeten sich die Landessprachen, neben dem römischen und kanonischen abgesonderte Landrechte, jene zu vervollständigen und dem Bedürfnisse gemäß abzuändern; und die Uebereinstimmung in den Grundzügen der Verfassungen hinderte diese so wenig sich auf eigenthümliche Weise zu gestalten, daß kaum der scharfsinnigste Staatsweise eine Regierungsform ersinnen kann, von der es in Europa nicht Beispiele gab.

Deutschland, in der Mitte jenes Staatenvereins gelegen, mit seinen vielen fürstlichen, bischöflichen und städtischen Herrschaften unter ihrem Kaiser Europa in Kleinem, Deutschland schien bestimmt, das Werk, wel-

welches ursprünglich von ihm ausgegangen war, fortdauernd zu schirmen, indem es aus seinen Stämmen fast alle europäische Throne mit Fürsten und Fürstinnen versah, welche eingedenk der vaterländischen Bescheidenheit, sich wohl hüteten, der Fremde ihre Sprache und Sitte aufdringen zu wollen, sondern einen Werth darauf legten, durch beides bey den Völkern, zu deren Beherrschung sie berufen waren, einheimisch zu werden, sich mit der Ehre begnügend, zwischen ihnen allen eine Art von Blutsfreundschaft zu stiften.

Es ist wahr, diese Verwandtschaft vermehrte die Ursachen, welche zusammenwirkten, unter den Mächten des ersten Rangs eine Eifersucht zu nähren, die Europa oft beunruhigte. Jene Eifersucht war auf der einen Seite unstreitig ein Uebel, so fern sie häufige Kriege veranlaßte, auf der andern Seite aber sehr wohlthätig, so fern sie den politischen Verstand schärfte, und, was das Wichtigste ist, den Schwachen gegen den Uebermuth des Mächtigen schützte. Nicht ohne Rührung erinnert man sich, wie schonend und achtungsvoll die ehedem hochberühmte Stadt Genf, die sich jetzo (freilich zur wohlverdienten Strafe für schwere Versündigungen) namenlos unter der Menge der gehorchenden verliert, wie, sage ich, diese Stadt behandelt wurde, als zur Beylegung ihrer bürgerlichen Unruhen Frankreich, Bern und Zürich zusammentraten, und mit den einzelnen Parteyen, wie mit

ihres

ihres gleichen Rath pflogen. Viele noch kleinere Städte und Gebiete in Deutschland, Italien und der Schweiz erfreuten sich eben so sorglos wie Genf ihrer Unabhängigkeit, in stolzer Zuversicht, daß ganz Europa gegen den waffnen würde, der es wagen möchte, seine Hand nach ihnen auszustrecken. Der Anblick ihrer Namen auf der Landkarte genügte, in den Herzen der Menschen die Idee von einer für alle ohne Unterschied in gleichem Maße verbindlichen Gerechtigkeit zu erwecken, und die Ueberzeugung zu befestigen, daß es dieselben Grundsätze sind, welche die Sicherheit des Bauern in seiner Hütte und des Königs auf seinem Throne stützen, eine Ueberzeugung, welche den Geringsten der Europäer in seinen eigenen Augen hob, und die finstere Allgewalt des Mächtigsten zur Billigkeit und Mäßigung herabstimmte.

Was die Menschen ursprünglich bewogen hat, in solche Gesellschaften zu treten, die wir Staaten nennen, war unstreitig die Bedürftigkeit der Einzelnen, die ihnen fühlbar machte, daß sie einander nöthig hätten zur Selbständigkeit des Lebens. Der schönste Gewinn aber den die bürgerliche Gesellschaft gewährt, besteht in den Anlässen, welche sie zu tugendhafter Thätigkeit giebt. Die äußere Wohlfahrt eines Volks gedeiht besser in größern Gemeinwesen, daher hat jeder Staat von Natur den Trieb, sich auszudehnen; die innere, welche in einer möglichst regen vaterländischen

schen Wirksamkeit besteht, gedeiht besser in kleinern; daher liegt jedem Staate die Pflicht ob, den Trieb nach Vergrößerung wenigstens so weit zu mäßigen, daß er in keinem Fall die Grenzen eines und desselben Sprachgebietes überschreite: denn wegen der Verschiedenheit der Denk- und Empfindungsweise, welche die Verschiedenheit der Sprachen unter den Menschen hervorbringt, kann bey der Unmöglichkeit, sich durch die Kraft der Worte wechselseitig zu verständigen, das zwischen Herrschern und Beherrschten nöthige Vertrauen, die unter Mitbürgern erforderliche Bekanntschaft nicht Statt finden. Je inniger nun aber die Bande sind, welche den Bürger an den Bürger fesseln, desto lockerer werden die, welche den Menschen an den Menschen knüpfen sollen, so daß die Vaterlandsliebe, welche die Politik verlangt, in Widerspruche zu stehn scheint mit der Nächstenliebe, welche die Sittenlehre gebietet. Einen gesellschaftlichen Zustand einzurichten, in welchem dieser Widerspruch gelöset würde, in welchem der Trieb nach Erweiterung und das Bedürfniß der Beschränkung einander nicht widerstrebten, sondern sich unterstützten — diese Aufgabe, welche die tiefsinnigsten Staatsweisen des Alterthums vergebens ermüdet haben würde — siehe! sie fand sich auf das glücklichste durch die That gelöset. Was nur in irgend einem europäischen Lande zur Vervollkommnung und Verschönerung des Lebens Löb-

liches geschah, kam allen zu Gute. Seit Montesquieu, der die Eigenthümlichkeiten der engländischen Staatsverfassung in's Licht gestellt hatte, galt diese sehr allgemein für die vortrefflichste in Europa. Neidlos gestanden dieses Unzählige ein, und fanden in der Anerkennung dessen, was jenen Eyländern so große Vorzüge gab, den süßesten Trost in der Bekümmerniß über so manches, was sie bei sich vermißten. Durch den lebendigen und vielseitigen Gedankenverkehr hatte sich von einem Ende Europas zum andern eine öffentliche Meinung gebildet, welche die Machthaber nicht umhin konnten zu scheuen, weil sie wohl einsahn, wie wichtig es wäre, sie für sich zu gewinnen. Das Bewußtseyn, in allen Ländern unzählige theils freundlich theils feindlich Gesinnte, die frey über sie urtheilen dürften, zu Zeugen bey ihrem Thun und Lassen zu haben, eröffnete ihrer Ruhmbegierde ein unermeßliches Feld, wogegen die Marktplätze Athens und Roms als kleinlich verschwinden. Und da jedermann die Ueberzeugung nähren konnte, das Land dem er angehöre, sey in der langen Staatenkette ein Glied, welches nicht fehlen dürfe, ohne das Ganze zu zerreißen, wie hätte jene Theilnahme an den allgemeinen Angelegenheiten Europa's Jemandes Eifer für die besondern seines Staates schwächen mögen? Vielmehr veredelte sie denselben, indem sie die Vaterlandsliebe von der Engherzigkeit befreite, die wir an manchem der Grö-

ßesten

ßesten unter den Alten oft mißfällig wahrnehmen. — Dem Gesagten zu Folge scheint es keinem Zweifel unterworfen, daß jene wundersame Mischung von Einheit und Mannichfaltigkeit, von strenger Absonderung und der erhabensten Allgemeinheit es war, dem die Europäer ihren Welthandel, ihre Ueberlegenheit in der Kriegeskunst, den Flor der Künste und Wissenschaften, die immer steigende Vervollkommnung und Verschönerung des öffentlichen und häuslichen Lebens, kurz alles verdankten, was ihnen so entschiedene Vorzüge gab vor den berühmtesten Völkern des Alterthums und vor allen heutigen in den andern Erdtheilen. Genug politische Uebel blieben übrig; alle aber wurden erträglich durch ein gewisses Streben nach Verbesserung, das sich fast nirgend verkennen ließ.

Zur nämlichen Zeit jedoch als jener gesellschaftliche Zustand die höchste Ausbildung erreicht hatte, fehlte es nicht an Sehern, die einen nahen Verfall desselben ahneten und weissagten. „Ihr trauet," schrieb Rousseau um das Jahr 1760, „auf die ge„genwärtige Ordnung der Dinge, ohne zu bedenken, „daß sie unvermeidlichen Umwälzungen unterworfen „ist, und daß ihr die, welche eure Kinder treffen „können, weder zu verhüten noch vorzusehn vermöget. „Der Große wird klein, der Reiche arm, der Mo„narch Unterthan. Des Schicksals Schläge, sind sie „so selten, daß ihr auf Verschonung davon bey euren

„Kin-

„Kindern rechnen dürftet? Wir nahen dem Zeit„punkte der Entscheidung, dem Jahrhunderte der Um„wälzungen.“ Achtzehn Jahre später geschah es, daß einst Johann von Müller den Oedipus auf Kolonos las. Dieses Werk konnte bey ihm, der damals in der ersten Blüthe männlicher Jahre stand, des Eindrucks nicht verfehlen, den es auf empfängliche Gemüther macht. Als sähe er das Buch menschlicher Schicksale vor sich aufgeschlagen, fühlte er sein Inneres bedeutend aufgeregt. Die Reihe verflossener Jahrhunderte ging an seinem Herzen vorüber und erweckte in demselben Empfindungen, die sich zuletzt in eine tiefe Schwermuth auflöseten. „Da betrachtete ich,“ erzählt er seinem Freunde Bonstetten, „den Staat „von ganz Europa, die hereinbrechende Tyranney, „das Zusammenkrachen aller alten Verfassungen, die „letzten Seufzer so vieler verschwindenden Tugenden, „der Freundschaft, Vaterlandsliebe und Ruhmbegier„de, die entfliehenden Künste und Wissenschaften, das „Absterben aller großen Männer. Montesquieu, Hal„ler und Chatham ohne Nachfolger!“

Diese prophetischen Worte sind früher eingetroffen, als vielleicht selbst diejenigen vermutheten, die sie aussprachen. In der Auflösung des deutschen Reichs, dem Sturze so vieler alten Fürstenhäuser, der völligen Unterdrückung der Priesterherrschaft, der steigenden Uebermacht eines Staates, dem die Gesammtheit

heit aller übrigen nicht zu widerstehn vermag, hat das europäische Gemeinwesen vor unsern Augen seinen Untergang gefunden. Thöricht wäre es, diese verhängnißvolle Begebenheit dem Zusammentreffen so zufälliger Umstände, wie gewonnene und verlorne Schlachten sind, oder dem Thun und Lassen einzelner Machthaber zuschreiben zu wollen, indem alles darauf hindeutet, sie gehöre zu denen, welche von Zeit zu Zeit der Lauf der Dinge unwiderstehlich herbeyführt. Und da in menschlichen Einrichtungen immer und überall Gutes und Böses gemischt ist: so kann es nicht fehlen, daß eine völlige Umbildung aller gesellschaftlichen Verhältnisse neben Verderblichem Heilsames mit sich bringe. Dies ist die Ursach von der Verschiedenheit der Ansichten, die sie zuläßt, und die wir auch bey unsern Zeitgenossen von dem was geschieht, antreffen. Denn nicht zu gedenken derer, welche an den allgemeinen Angelegenheiten nur in so fern Theil nehmen, als sie dadurch in ihren täglichen Vergnügungen und Geschäften gestört oder gefördert werden, finden wir selbst die, denen es nicht an Kopf und Herzen fehlt, zu sehn und zu fühlen, in welcher Zeit sie leben, in ihrem Urtheil zwistig. Wie die einen die alten Ordnungen bey allen ihren Mängeln als etwas ansehn, womit die Stützen unserer Selbständigkeit hingesunken, ja die Bedingungen eines geselligen und sittlichen Lebens aufgehoben wären, betrachten andere sie

bey allen ihren Vorzügen als lästige, einer gewissen Entwickelung von innen hinderliche Schranken, über deren Wegräumung sie frohlocken zu müssen glauben. Den Unmuth der ersten wollen wir tadeln, und wenn er gegen irgend Jemanden in Schmähung ausbricht, als unanständig, ja als ruchlos verdammen, aber darum nicht den Leichtsinn derer loben, welche ungerührt in einem Jahrzehent zerstört sehn, was so viele Jahrhunderte mühselig zu Stande gebracht haben.

Von beiderley Denkart gleich weit entfernt waren die großen Seelen des Alterthums, welche wie im Schönen so im Guten als hohe Muster vor uns stehn, einem jeden in seinem größern oder kleinern Wirkungskreise zu Vorbildern. Den edelsten unter ihnen war beschieden, was uns, zur Zeit merkwürdiger Entscheidungen und außerordentlicher Umwandlungen zu leben. Möchte manchem unter uns beschieden seyn, sich der Zeit zu bemeistern, wie sie.

Der peloponnesische Krieg erschütterte, so zu sagen, das ganze Griechenland. Ueberall hingen die Vornehmen den Spartanern an, das Volk den Athenern. Wie nun die feindlichen Heere sich verbreiteten, entzündeten sie in unzähligen Städten das Feuer des Bürgerkriegs, welches um so schrecklicher wüthete, da bey der Unbestimmtheit der Verfassung jede Willkühr sich mit dem Schein des Rechts bekleiden ließ. Gewalt und List wetteiferten, eine so scheußliche Zerrüt-

tung aller sittlichen Begriffe und eine solche Reihe von Greueln und Jammerscenen herbeyzuführen, daß das Ende aller Sitte und Zucht, ja alles geselligen Vereins da zu seyn schien. Während nun viele rechtschaffene Männer aus Abscheu vor solchem Unheil sich in die Stille zurückzogen, andere landflüchtig im Elende umherirrten, das Unglück ihrer Heimath beseufzend oder mit Entwürfen, es zu rächen, beschäftigt, andere bei der allgemeinen Verwirrung auf nichts bedacht waren, als auf Befriedigung des Ehrgeizes und der Habsucht: was that Thucydides? Die Muße, welche eine zwanzigjährige unverschuldete Verbannung ihm gewährt, benutzt er, überall Erkundigungen einzuziehn über den Stand der Parteyen, die Gesinnungen der handelnden Personen, die Ursachen von dem häufigen Wechsel des Kriegesglücks zwischen den Hauptmächten. Den Stoff, welchen die wildesten Leidenschaften und unerhörte Unfälle während der Dauer eines ganzen Menschenalters aufgehäuft hatten, verarbeitet er zu einem Werke, welches für die Pfleger politischer Weisheit geworden ist, wozu mit edler Zuversicht er selber es bestimmte, ein Besitzthum für immerdar.

Der öffentlichen Thätigkeit, die jener nothgedrungen hatte aufgeben müssen, entsagte Platon freywillig, wahrscheinlich, weil ihm schwer oder unmöglich schien, in den niedern Bezirken des bürgerlichen Lebens, wie es damals beschaffen war, seine Seele rein zu halten

von dem Roste der Welt. Darum aber verlor er den Staat nie aus den Augen. Je tiefer er das athenische Gemeinwesen unter dem erblickte, was es seyn sollte, desto klarer ward in ihm die Idee des besten Staats. Von mehrern seiner schönsten Dichtungen und erhabensten Belehrungen ist jene Idee die Seele, von seinem Hauptwerke auch der Inhalt; und eben in jener wundersamen Mischung des poetischen und philosophischen Geistes mit dem politischen liegt der allmächtige Zauber seiner göttlichen Beredsamkeit, die sich der drey edelsten Bestrebungen, deren eine menschliche Seele fähig ist, immer zugleich bemeistert.

Zur nämlichen Zeit als die griechische Freyheit sich zum Untergang neigte, erhielt dieselbe ein neues, und man kann wohl sagen, unsterbliches Leben durch den Aristoteles, der in seinem Werke vom Staat über die griechischen Verfassungen die vollständigste Belehrung gewährt, und durch die philosophische Würdigung derselben unerschöpflichen Stoff zum Nachdenken darüber giebt. Als hätte der weise und gute Mann besorgt, die Mißbräuche der Demokratie möchten seine Zeitgenossen der Alleinherrschaft, die ihnen von Macedonien her drohete, geneigt machen, und die republikanische Verfassung bey der Nachwelt in übeln Ruf bringen, läßt er es sich angelegen seyn, den Lesern die Würde des Volks fleißig zu Gemüthe zu führen, den edeln Reichthum nämlich, von Verstand und Tu-

gend, welchen dasselbe in sich schließet, und wodurch es zur Verwaltung gewisser öffentlichen Geschäfte am geschicktesten wird. Dies ist eine von den herrschenden Ideen seines Werks, die ihm vornehmlich am Herzen liegt.

Als Rom unter dem Domitian erfuhr, was in der Knechtschaft das Aeußerste sey, ergriffen die Menschen zur Linderung ihrer Noth verschiedene Maßregeln. Einige ließen ihren Unmuth laut werden gegen den Tyrannen, machten aber dadurch das Uebel ärger, das wilde Thier noch wüthender. Andere zogen als sicherer vor, ihren Blick abzuwenden von dem, was um sie her geschah, und vertieften sich in ihre Studien. Ueber den dürftigen Satzungen ihrer elenden Schulweisheit, den Grübeleyen ihrer Sophisten und den Prunkreden ihrer Grammatiker vergaßen sie Altar und Heerd und Götter und Vaterland, und dünkten sich dabey die weisesten und besten unter den Menschen zu seyn. Nicht so Tacitus. Während der Regierung Domitians, wo Reden gefährlich und fruchtlos war, enthielt er sich desselben. Was er nach funfzehnjährigem Schweigen aussprach, waren Worte der Freude über das gegenwärtige Glück. Am Nerva rühmt er, dieser Kaiser habe zuerst zweyerley vordem Unverträgliches gemischt, Fürstenthum und Freyheit, täglich, setzt er hinzu, erhöhe Trajanus das öffentliche Wohl. Es ist also keinem Zweifel unter-

wor-

worfen, daß er den Werth solcher Fürsten nach seinem ganzen Umfang anerkannte. Dies aber vermochte so wenig, ihn zu täuschen über den unersetzlichen Schaden, den die Römer durch den Verlust ihrer Freyheit erlitten hatten, und über den unschätzbaren Vorzug einer gerechten Verfassung vor einer gerechten Verwaltung, daß er das Geschäft, die Geschichte Nervas und Trajans zu schreiben, das er anfangs sich für das höhere Alter vorbehalten hatte, andern überließ, dafür aber die volle Kraft seines Geistes verwendete, in der Geschichte der frühern Kaiser das Elend und die Verworfenheit der Knechtschaft zur Warnung für die Nachwelt in ihrer Abscheulichkeit darzustellen.

Was die Weisen sagen, der Keim des Bösen sey unstät und flüchtig, des Guten daurend und unzerstörlich, bestätigt die Weltgeschichte unverkennbar. Jenes nämlich findet früher oder später sein Ende und kehrt dann unter derselben Gestalt nicht wieder; dieses geht nie auf immer verloren. So hatten sich unter den Trümmern des römischen Reichs von der alterthümlichen Stadtverfassung Spuren erhalten, wovon sich mitten unter den Verwirrungen der Feudalanarchie im Mittelalter die Idee freyer Bürgerschaften entwickelte. Nach der Ansicht des ganzen Alterthums aber kann Freyheit der Bürger nicht gedeihn, wenn ihnen nicht zur Verrichtung der niedern Geschäfte des Lebens Sclaven zu Gebote stehn. Wie

nun diese Ansichten, die auf dem an sich richtigen Begriffe von dem hohen Adel eines ächten Bürgers beruhn, sich verbreiteten, stieg in unzähligen der edelsten Gemüther die Liebe der Freyheit bis zu einer Art von Begeisterung. Aber keinem jener Unzähligen fiel es ein, sie durch Wiedereinführung der Sclaverey erkaufen zu wollen; ja dasselbe herrliche Land, welches im neuern Europa die alte Stadtfreiheit zuerst wieder aufblühn sah, die Lombardey war es, wo den Landleuten zuerst die Fessel der Leibeigenschaft abgenommen wurde.

Daß nun aber das Gute in menschlichen Einrichtungen nie erstirbt, sondern, und zwar ohne das daran haftende Böse, sich immer wieder erneuert und verjüngt, wem verdanket dies unser Geschlecht, wenn nicht denen, die es, wann und wo es vorhanden war, erkannten und liebten, und wenn es in der Wirklichkeit verschwand, es in der Idee retteten, wenn es im Leben untergehn wollte, ihm eine Freystatt eröffneten in den Herzen der Menschen. Hiezu haben sich unter jenen von jeher, wie es scheint, vorzugsweise diejenigen berufen gefühlt, denen es verhängt war, in Tagen zu leben, wo Zeitalter sich scheiden und neue Ordnungen sich entwickeln. Darin liegt für uns eine wichtige Lehre. Viele ja in dieser Versammlung haben noch den großen Friederich gesehn, erinnern sich der bangen Ahnungen, welche die Sterbeglocken, die

seinen

seinen Tod verkündeten, in ihrer kindlichen oder jugendlichen Brust erweckten. Das alte Europa, das ihm so bald in's Grab nachfolgen sollte, wir alle haben es noch gekannt. Wem also liegt es näher, als uns, das Andenken daran und die Liebe desselben in unsern und der Unsrigen Herzen zu nähren und zu pflegen? Und wenn beides in recht vieler Menschen Brust Treue fände, und sich von Geschlecht zu Geschlecht fortpflanzte: sollten wir nicht wagen dürfen zu hoffen, hier oder dort, heute oder morgen, (vor Gott sind tausend Jahre wie ein Tag) unter diesem oder jenem Namen werde die Idee eines Europäischen Gemeinwesens wieder in die Welt treten? denn das ist wahr! wenn man mit dem Dichter fragt:

Getrenntes Leben, wer vereinigt's wieder,
Vernichtetes, wer stellt es her?

so muß man mit ihm antworten:

Der Geist,
Des Menschen Geist, dem nichts verloren geht,
Was er von Werth mit Sicherheit besessen.

Gott segne den König!

Dritte Rede.

Kunst und Wissenschaft gedeihet am besten, wenn sie großen Zwecken dienstbar wird.

Vorgelesen zur Feyer des Krönungsfestes den 18ten Januar 1813.

Verehrte Anwesende!

Die Sitte, an dieser Stelle den Krönungstag durch eine Rede zu ehren, ist wie eine ähnliche, unstreitig deswegen eingeführt worden, damit unsere Gesellschaft sich von Zeit zu Zeit berufen fände, ihre Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten, ihren Eifer für das Wohl des Vaterlandes und für den Ruhm des König-

königlichen Hauses feyerlich zu bezeugen. Um heute dieser Absicht zu genügen, scheint es nicht unzweckmäßig, für einige Augenblicke die Aufmerksamkeit dieser Versammlung auf etwas hinzulenken, dergleichen, wenn es bei Anlässen, wie dieser, nicht zur Sprache käme, hie und da leicht in Gefahr gerathen könnte, ich will nicht sagen, vergessen, aber doch verkannt zu werden, ich meine dieses, daß Kunst und Wissenschaft am besten gedeihet, wenn sie großen Zwecken dienstbar wird. Manchen, die jene so genannte reine Liebe des Wahren und Schönen um sein selbst willen in sich und andern nicht sorgsam genug nähren zu können glauben, und daher unbeschränkte Freyheit im Denken und Dichten über alles schätzen, mißfällt diese Behauptung vielleicht. Darum sey vergönnt, die Dienstbarkeit, welche gemeint ist, näher zu bezeichnen.

„Der Mensch, sagt Montesquieu mit Recht, der Mensch, dieses biegsame Geschöpf, welches sich in der Gesellschaft den Eindrücken anschmiegt, die es von andern empfängt, ist eben so fähig, seine eigenthümliche Natur zu erkennen, wenn man sie ihm zeigt, als auch die Ahnung davon zu verlieren, wenn man sie ihm verbirgt."

Hieraus folgt, das Wohl und Wehe nicht nur unseres äußern sondern auch unseres innerlichen Lebens hange vornehmlich von den bestehenden Einrichtungen und Gesetzen, von den herrschenden Gewohnheiten

und

und Meinungen ab, unter deren Einflusse wir aufwachsen. Diese alle aber empfangen ihren Gehalt und ihre Gestaltung von dem Geiste der umfassenden Verbindungen, die wir Kirche und Staat nennen.

Kirche uud Staat demnach sind als die beiden Angeln anzusehn, um welche sich das Menschenleben wendet; und dasjenige, wovon ihre Erhaltung und die Verbesserung ihrer Verfassungen abhängt ist es, was unter den Gegenständen menschlicher Anstrengung vorzugsweise groß zu heißen verdient. Wer also sagt: Kunst und Wissenschaft gedeihet am besten, wenn sie großen Zwecken dienstbar wird, meint, sie gedeihet am besten, wenn die, welche sie pflegen, mit den bürgerlichen und religiösen Gemeinwesen, denen sie angehören, im Herzen eine innige Verbindung unterhalten, was darin der Liebe und des Hasses würdig ist, zum Gegenstande ihres freundlichen oder feindseligen Eifers machen, und diesen Eifer auf ein bestimmtes Ziel hin richten, entschlossen, an Erreichung desselben alles zu wagen, dafür zu denken und zu dichten, dafür zu leben und zu sterben. So erläutert findet die aufgestellte Behauptung mannichfaltige Bestätigung in der Geschichte.

Jener außerordentliche Mann, durch den die Dichtkunst so mächtig fortschreiten sollte, Aeschylus, wer war er? Einer von den Helden bey Marathon und Salamis. Als solcher hatte er mit den edelsten

seiner

seiner Mitbürger erfahren, wie Menschen zu Muthe ist, die im Vertrauen auf die Gerechtigkeit ihrer Sache gegen unüberwindlich scheinende Obmacht in den Kampf gehn, war er Zeuge gewesen von dem schmählichen Fall des trotzigen Feindes der Freyheit, hatte er eine der wundersamsten Fügungen des Verhängnisses gleichsam mit Augen angeschaut, und konnte sich mit edler Zuversicht sagen, im Dienste des rächenden Schicksals das Seinige gethan zu haben. Das alles enthüllte ihm den Sinn, den so viele der alten heiligen Sagen in sich schlossen; und indem er strebte, diesen darzustellen, ward er Erfinder der Tragödie. Er wär' es schwerlich geworden, hätte nicht das Dichterische in ihm dem Heldischen gehorcht.

Einer von den aufrichtigsten Bewunderern des Aeschylus war Aristophanes. Wodurch aber gelang es diesem Meister denn, die Komödie so zu veredeln, daß sie aus einem pöbelhaften Possenspiel ein eben so lehrreiches als ergötzliches Sittengemälde ward? Allein dadurch, daß er die dem Menschen angeborne und selbst dem Wohlgearteten natürliche Neigung zum Lachen und zum Spotten auf das Widersinnige hinlenkte, welches sich in Behandlung der öffentlichen Angelegenheiten auch bey den besten und klügsten Völkern so gern einschleicht und unvermeidlich großen Schaden stiftet, wenn es nicht bey Zeiten an das Licht gezogen wird. Ohne ein eben so eifriger Bürger zu seyn, wie

Aeschylus, wäre Aristophanes schwerlich als Dichter so groß geworden wie jener.

Heut zu Tage weiß mancher sich viel mit einer so genannten rein wissenschaftlichen Ansicht der Geschichte, von welcher aber, wie es scheint, Thucydides und Tacitus, zu ihrem Ruhme sey's gesagt, keine Ahnung hatten. Was sich in jenen vieljährigen innerlichen Kriegen, die so zu sagen, das ganze Griechenland erschütterten, Denkwürdiges ereignet hatte, genau, treu, vollständig zu erzählen, damit, wenn in der Folge Aehnliches begegnete, in Augenblicken der Entscheidung die Menschen sich zu helfen und zu rathen wüßten, war bey Abfassung seines Werkes die Absicht des einen. Das Elend und die Verworfenheit der Knechtschaft dem Abscheu der Nachwelt Preis zu geben, war die Absicht des andern. Beide behandelten ihr Geschäft nicht als Zweck, sondern machten es etwas Höherem dienstbar, woran sie in Liebe und in Haß ihr Herz gehängt hatten. Nicht also dieses, daß sie sich die Geschichte zum Gegenstande müßiger Forschbegierde ausersahn, sondern daß sie dieselbe an große Angelegenheiten des handelnden Lebens knüpften, hat ihnen unter den Geschichtschreibern den ersten Rang erworben.

Indem ich von dem Gesagten die Anwendung auf die Philosophie machen will, erinnere ich mich, einst einen Mann von scharfem Verstande sagen gehört

hört zu haben: Wenn er unter den Lehrern der Geschichte eine Stimme hätte, würde er vorschlagen, die ganze Geschichte in nicht mehr als zwey Zeiten zu scheiden, in die Zeit vor dem Sokrates und in die Zeit nach dem Sokrates. Hiedurch wollte mein Freund seine Anerkennung der Verdienste an den Tag legen, die jener Weise sich um unser Geschlecht erworben hat, als der, welcher die Forschbegierde der Denker ausschließend auf solches lenkte, was jeden unmittelbar und alle gleich nah angeht, indem er, wie Xenophon meldet, sein Dichten und Trachten darauf beschränkte, zu untersuchen, was recht und unrecht, ziemlich und unziemlich sey, was ein Staat sey und ein Staatsmann, was es heiße, ein Hauswesen und ein Gemeinwesen wohl regieren. In nicht geringerer Verwirrung als zu des Sokrates Zeit die sittlichen und politischen Begriffe, liegen heut zu Tage, wenn ich mich nicht täusche, außerdem die kirchlichen und religiösen. Worin der Glaube, die Hoffnung und die Liebe bestehe, wie es sich mit den Wundern, Weissagungen und Geheimnissen der Religion verhalte, was eine christliche Kirche, und was ein christlicher Priester sey, was es heiße, eine Seele und eine Gemeine erbauen — über das alles möchten an sokratische Bündigkeit gewohnte Zöglinge der platonischen Schule wol schwerlich irgendwo befriedigende Auskunft finden. Ein daher mit sokratischem Geiste Ausgestatte-

ter, der sich in diese Ideen dergestalt versenkte, daß er das Bedürfniß, Licht über sie zu empfangen in vielen weckte, in einigen befriedigte, würde in der Geschichte der Bildung unsers Geschlechts einen eben so merkwürdigen Zeitwechsel herbeyführen, als früherhin Sokrates. Und wenn einst jener weise fromme Mann erscheint, der die Hoheit und die Tiefe der berührten Gegenstände genugsam erkennet, um ihrer Erforschung lebenslänglichen Eifer ausschließend zu weihn, wenn einst jener zweyte Sokrates erscheint, den ich einer glücklichern Nachkommenschaft in froher Begeisterung verkündige: dann wird ein neues hell leuchtendes Beyspiel darthun, in ihrer größten Würde erscheine die Philosophie dann, die köstlichsten Schätze der Weisheit und Erkenntniß gewinne dann sie, wenn sie bescheiden, demüthig, ganz vertraulich unter den Menschen einhergeht, in Magdgestalt als Dienerin des allgemeinen Bedürfnisses.

Aber, ist es nicht vielleicht zu kühn, sich auf Beyspiele zu berufen, die erst kommen sollen? Wozu bedarf es der Beyspiele überhaupt, eine Wahrheit zu bekräftigen, welche einleuchtet, wenn man die menschliche Natur betrachtet?

In dieser ist es tief gegründet, daß etwas Löbliches desto besser gelingt, je mehr man dabey auf die Theilnahme Anderer rechnen kann. Der Gedanke: Was du jetzo vornimmst, wird die Aufmerksamkeit

Vieler beschäftigen, und zum Beyfall oder Widerspruch reizen, wenn sie in bedeutenden Augenblicken ihres Lebens über wichtige Angelegenheiten mit sich und andern zu Rathe gehn — dieser Gedanke wirket dadurch so wohlthätig, daß er uns mit einer großen Anzahl verschiedenartiger Menschen in eine, wenn auch nur unsichtbare, doch darum nicht weniger innige Verbindung bringt und in der geheimen Einsprache derselben einen Prüfstein des Wahren, Würdigen und Schönen darreicht. Zur Verfeinerung des Gefühls, Schärfung des Verstandes, und Berichtigung des Urtheils ist es von großer Wichtigkeit, auf jene Einsprache fleißig und aufmerksam zu hören. Am vernehmlichsten aber läßt sie sich über solches aus, wovon oben behauptet wurde, daß es unter den Gegenständen menschlicher Anstrengung vorzugsweise groß zu heißen verdiene: und hierin liegt von mehrern Ursachen eine, warum selbst der wissenschaftliche und künstlerische Werth eines Werkes so sehr von der Würde seines Inhalts abhängt. Es ist allerdings wohl richtig, was oft gesagt wird, eine geistreiche Behandlung könne den schlechtesten Stoff adeln: aber nicht minder richtig ist es, daß der Adel des Stoffs die Behandlung geistreicher macht. Wer nämlich auf große Zwecke hinarbeitet, kann mit Sicherheit darauf rechnen, das Orakel des allgemeinen Menschensinns werde ihm, so oft er es befragen will, Rede stehn, ihn zu warnen,

nen, zu ermuntern, zu berathen, und, auf daß er in das Innerste seines Gegenstandes eindringe und die verborgensten Seiten desselben enthülle, ihm das Auge hell machen und das Herz frisch erhalten, so die Anstrengung durch den Eifer, den Eifer durch die Anstrengung erhöhn. Offenbar nun ist es, daß von dieser Seite sich jemand desto größern Beystand versprechen kann, je geselliger er ist, d. h. in diesem Zusammenhange, je mehr er sich die großen Angelegenheiten des politischen und religiösen Lebens, das ihn umgiebt, zu Gemüthe zieht.

Niemand sey glücklicher, sagen zwey Männer, die Erfahrung davon gehabt zu haben scheinen, es sey niemand glücklicher, sagen Epiktet und Ferguson, als wessen Herz mit einer Gemeine in Verbindung stehe, deren Wohlfahrt er zum Gegenstande seines Eifers mache. Ist ein solcher Glücklicher, darf man hinzusetzen, eine kunstliebende oder wissenschaftliche Seele: so werden die würdigsten Gedanken, die schönsten Bilder, die scharfsinnigsten Vernunftschlüsse aus ihr wie aus einem eigenthümlichen Boden gleichsam von selber hervorsprossen.

Doch ist hiebey auch folgendes zu bedenken. Wer auf große Zwecke hinarbeitet, muß sich auf mächtigen Widerstand gefaßt machen. Je inniger er nun das ihm Befreundete liebt, desto stärker wird er hassen, was diesem feindlich entgegentritt. Ein solcher Kampf

nun streitender Elemente der Liebe und des Hasses setzet während der Arbeit die Seele in eine Bewegung, die bey Rohheit freylich nur mißgestaltig wirkt, bey Wohlgeordnetheit des Innern dagegen die schönsten Bildungen hervorbringt. Was in dieser Rücksicht der Ungestüm edler Leidenschaftlichkeit vermöge, wird vielleicht nirgend sichtbarer als in den Werken politischer Beredsamkeit. Als die größten Meisterstücke unter diesen bewundert man die auf uns gekommenen Reden des Demosthenes. Das Alterthum war anderer Meinung. Ihm galten für das Höchste in der Beredsamkeit nicht diese mit sorgfältigem Fleiße gearbeiteten Reden, sondern die welche Demosthenes unvorbereitet hielt, wenn die Gewalt der Leidenschaft die ihm natürliche Schüchternheit so weit überwand, daß er sich den Eingebungen des Augenblicks überließ. Unter den Reden dieser Art ist keine berühmter geworden als die über die Einnahme Elateas. Durch vertragwidrige Besatzung dieser Stadt verrieth der König von Macedonien was er gegen die Athener im Schilde führe. Binnen weniger Tage konnte er von dort aus ihr Gebiet erreichen. Sie waren ungerüstet. Der Weg von Elatea nach Athen ging durch Böotien. Verbanden die Thebaner sich mit dem Könige so war menschlichem Ermessen nach aller Widerstand von Seiten der Athener vergeblich. Rettung schien nur möglich, wenn man die Thebaner gewönne. Bey

der

der alten Eifersucht aber zwischen beiden Städten, die der gemeinsame Feind geflissentlich nährte, schien hieran kaum zu denken. Aus dieser Ursach erregte die Botschaft von der Einnahme Elateas am Abend da sie in Athen ankam, dort die äußerste Bestürzung. Als daher am folgenden Morgen frühe der Senat zusammenkam, und die Prytanen darauf den Boten vor das versammelte Volk führten, diesem zu berichten was geschehen wäre, und als nunmehr der Sitte gemäß der Herold rief: wer will sprechen? — da fand sich unter den Patrioten allen, und namentlich unter den Reichen und unter den Vornehmen und unter den Feldherrn und unter den öffentlichen Rathgebern, unter allen diesen fand sich niemand, der es wagte den Mund zu öffnen; auch Demosthenes schwieg. Unschwer ist zu ermessen, was in dessen Seele vorging. Die Größe der Gefahr, wenn man, ohne der Thebaner sicher zu seyn, rüstete, und, unvorbereitet, wie man war, den Ausbruch des Kriegs beschleunigte, die Größe der Schmach, wenn man nicht das Mögliche versuchte, und ohne mit der äußersten Anstrengung gekämpft zu haben, erläge — diese beiden Gedanken wechselten und stritten in seiner Seele. Bey jeder Wiederholung des Aufrufs stieg seine Unruhe. Endlich, als der Herold abermal und nochmal rief: Wer will sprechen? — richteten sich Aller Augen erwartungsvoll auf den Demosthenes. Wie ein Gottbegei-

begeisterter erhebt er sich nunmehr in seiner Kraft, heißt sie guten Muthes seyn, schildert dann die Arglist und den Treubruch und die Grausamkeit des Königs von Macedonien, wie dieser mit unerträglichem Uebermuthe alle göttlichen und menschlichen Rechte unter die Füße trete, vergessend, wie er selber aus einem Kleinen plötzlich groß geworden. Dann beschwört er sie, des Ruhmes ihrer Väter eingedenk zu seyn, und das Leben nicht höher zu achten, als Freyheit und Ehre. Schleunig sollen sie zu Wasser und zu Lande rüsten, dann in die Städte senden, namentlich nach Theben, um diesem Bund und Freundschaft anzutragen.

Und siehe! das Volk wird plötzlich umgestimmt und geht von ängstlicher Verzagtheit zur wackersten Entschlossenheit über. Alle Vorschläge werden angenommen, er selber nach Theben gesandt, wo er schon Botschafter vom Könige antrifft, die aber nur dienen, seine Sache zu verbessern. Wie nämlich zu Hause, bringt er auch dort aller Herzen in die Gewalt seiner Zunge. Das Bündniß kommt zu Stande, und ehe noch der König Zeit hat, sich von seinem Erstaunen zu erholen, rückt ihm eines der zahlreichsten und bestgerüsteten Heere bey Chäronea entgegen.

Ich weiß nicht, ob ich irre; oft aber will mir scheinen, keines Menschen Leben können schönere Tage schmücken als diese des Demosthenes. Welches Hel-

den Triumph läßt sich dem dreyfachen Siege verglei-chen, den damals jener davon trug über die Verzagtheit der Seinigen, die Eifersucht der Nachbarn, die List des Feindes? Von der Größe der Wirkung läßt sich schließen auf das Maß der aufgewandten Kraft, und daher ohne Uebertreibung sagen: Der erste unter allen Rednern erreichte den Gipfel seiner Kunst, als in verhängnißvollen Augenblicken großer Entscheidungen Haß und Liebe in ihm zu einer Art von heiliger Wuth gestiegen war: zum Zeugnisse, wie viel vortrefflicher, um mit dem Platon zu reden, ein göttlicher Wahnsinn sey als menschliche Besonnenheit.

In Betrachtung alles bisher angeführten möchte mancher meinen, was in der aufgestellten Behauptung Wahres liege sey noch zu schwach ausgedrückt. Nicht nur gedeihe Kunst und Wissenschaft am besten, wenn sie großen Zwecken dienstbar werde, sondern dies sey die Bedingung, daß sie emporkommen könne. Wobey wol nicht der Einwurf zu besorgen wäre: was doch mathematische und physikalische Forschungen mit Haß und Liebe zu thun hätten, da sie über das Irdische erhaben, wie Sonne, Mond und Sterne ihren Weg gingen. Von diesen Wissenschaften ist hier nicht die Rede, sondern nur von solchen, welche die Alten vorzugsweise menschliche nannten. Aber selbst innerhalb des Gebietes dieser, kennen und lieben wir nicht alle eine Schule der Kunst und Wissenschaft, de-

ren

ren eigenthümlichen Vorzug einige eben darein setzen, daß sie sich, frey geblieben von fremdartigen Einflüssen, aus sich selber und durch sich selber gebildet habe? Ich meine die neuere deutsche.

Es ist wahr! um die Mitte des vorigen Jahrhunderts bot, mit Ausnahme der vorübergehenden Verwirrungen des siebenjährigen Krieges unser gemeinsames Vaterland sowohl in der Kirche als auch im Staate weder im Guten noch im Bösen etwas außerordentliches dar, welches der großen Denker und Dichter, die damals aufstanden, Haß oder Liebe hätte entzünden können. In der Wahl ihrer Stoffe ließen sie meist sich durch Zufall leiten, in der Behandlung derselben durch Bequemlichkeit. Von den Fürsten und Vornehmen verkannt oder verachtet, fingen die Gelehrten an, sich zu einer Art von abgeschlossenem Gemeinwesen einzurichten, und zufrieden zu seyn, wenn sie nur hier etwas galten. So geschah es, daß die beiden Stände, welche bestimmt sind, dem Volke handelnd und bildend vorzustehn, sich schieden, und wenig oder gar nicht um einander kümmerten. Hiedurch hat die deutsche Art und Kunst etwas angenommen, welches gutmüthige Leute, die immer geneigt sind zu loben und alles zum Besten zu kehren, unter dem Namen der Weltbürgerlichkeit nicht genug erheben zu können glauben. Das Probehaltige in diesem Lobe bin ich weit entfernt zu verkennen;

nur sind, wie mir scheint, auch die zu hören, welche vor Uebertreibung darin warnen; auch dürfte von dem Lobe selbst der eine und der andere unserer Besten auszunehmen seyn, namentlich Klopstock.

Mit allen ausgezeichneten Menschen hatte dieser gemein, daß wenige aber große Ideen tief in seiner Seele lagen, welche das Dichten und Trachten derselben belebten und leiteten. Eine jener Ideen war vaterländisch. Schon auf den Jüngling hatte, wie sich aus seiner Lebensgeschichte nachweisen läßt, des Tacitus Sittengemälde von unsern Vorfahren einen unauslöschlichen Eindruck gemacht. Aus den einzelnen Zügen desselben setzte er sich von altdeutscher Freyheit, Sprache, Kunst, Frömmigkeit und Zucht im öffentlichen und häuslichen Leben ein Bild zusammen, welches ihm unaufhörlich vorschwebte. Dieses Bild liebenswürdig zu machen und den Zeitgenossen zur Nachahmung aufzustellen, keinen andern Zweck haben seine Bardiete und mehrere seiner schönsten Oden auch unter den spätern. Und da er verzweifelte, bey denen, welchen die großen Geschäfte des Krieges und Friedens obliegen, seine Absicht zu erreichen, strebte er danach, wenigstens im Leben der Wissenschaft und Kunst der alten Sitte Wohnung und Freystatt zu bereiten. Zu dem Ende entwarf er seine deutsche Gelehrtenrepublik, ein in dieser Beziehung sehr merkwürdiges lange nicht genug gekanntes und von viel zu wenigen

nach

nach Verdienste geschätztes Werk. Früh hab' er sich, sagt er, dem Vaterlande geweiht.

Schon da mein Herz
Den ersten Schlag der Ehrbegierde schlug,
Erkohr ich unter den Lanzen und Harnischen
Heinrich, deinen Befreyer zu singen.

Allein ich sah die höhere Bahn,
Und entflammt von mehr, denn nur Ehrbegier,
Zog ich weit sie vor.

Was ihn also zu einem so großen Dichter gemacht hat, war nicht so genannte reine Kunstliebe; es war etwas ganz anderes, und ich scheue nicht es zu sagen, es war etwas viel höheres.

Um die Zeit als die erste vollständige Ausgabe der Messiade erschien, stand der Geschichtschreiber der Schweiz in der Blüthe der Jahre. Man hatte damals über das Wesen der Geschichtschreibung und über ihre Verwandtschaft auf der einen Seite mit dem Epos und auf der andern mit der Tragödie noch keine so scharfsinnigen Theorien als heut zu Tage. Ob die Stimmung, in welche ein echt historisches Werk versetzen müsse, ein Zustand allgemeiner Betrachtung sey oder eines bestimmten Gefühls, oder ein geheimnißvoller Mittelzustand, in welchem bald die Idee sich zur Empfindung verdichtet, bald die Empfindung sich zur Idee verdünnet, bis endlich beide, wie Rauch oder Qualm verdunsten, dergleichen Fragen aufzuwer-

fen oder gar zu beantworten, war damals noch niemand tiefsinnig genug. Und was heut zu Tage selbst die Schuljugend so fertig aufzusagen weiß von einer organischen nach allgemeinen, ewigen, nothwendigen Gesetzen unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung des Menschengeschlechts, welche darzustellen die Aufgabe der Weltgeschichte sey, dies nur zu begreifen, reichte damals der gesammte deutsche Menschenverstand nicht hin. Man hielt sich an das altväterische: Historia testis temporum, lux veritatis, vita memoriae, magistra vitae, nuncia vetustatis. Und siehe! mit dieser einfachen Satzung im Kopfe und im Herzen, glühend von Liebe für Freyheit und für Vaterland, beglückt durch die Theilnahme eines edeln Freundes hat er uns mit Werken bereichert, die wir getrost dem Ausländer nennen mögen, der uns etwa fragt, ob wir in der Geschichtschreibung etwas des Alterthums nicht Unwürdiges aufzuweisen haben.

So dürfte von dem Lobe der Weltbürgerlichkeit noch mancher andere auszunehmen seyn, wie etwa jener advocatus patriae, der wackere Justus Möser.

Doch ich will von dem allen keinen Gebrauch machen sondern zugeben, daß im Ganzen unsere Denker und Dichter die guten Meister bey andern Völkern an reiner Liebe des Wahren und Schönen um sein selbst willen übertreffen, und nur fragen, wie weit sie uns bey dieser Gesinnung in der Kunst und

Wissenschaft selbst gebracht haben. — Man versuche, nach dem Beyspiele und Muster der alexandrinischen Grammatiker und des Quintilian ein Verzeichniß deutscher Schriftsteller des ersten Ranges zu entwerfen, und man wird sich bald überzeugen, von einer Litteratur, welche so bedeutende Lücken hat, wie die unsrige, und was das Traurigste ist, deren beste Werke von so wenigen gekannt und geliebt werden, lasse sich schwerlich rühmen, daß sie schon fest gewurzelt sey, höchstens, sie habe angefangen aufzublühn. Ja wenn man diejenigen, welche sich um dieselbe die größten Verdienste erworben haben, befragen könnte, Männer meine ich, wie Klopstock, Lessing, Winkelmann, Herder und ähnliche, welchen der guten Meister bey andern Völkern sie sich beygezählt sehn möchten, ob denen, die goldene Zeitalter herbeygeführt, oder denen, die sie vorbereitet haben: so kann wol niemanden die Antwort, die sie geben würden, zweifelhaft seyn. Wenn daher der Lauf der Dinge mit sich brächte, daß wir mit der Würde politischer Selbständigkeit unsere Gesetze und Verfassungen, unsere Sprache und Sitte einbüßten und so jeden Fortschritt in der Geistesbildung gewaltsam plözlich gehemmt sähen: so würde das hierin bereits geleistete zwar nie ganz in Vergessenheit gerathen; immer würde der Genius deutscher Kunst und Wissenschaft für seinen Namen eine Stelle auf der Tafel der Geschichte finden;

aber wahrscheinlich mit dieser Inschrift oder einer ähnlichen:

Zeigen nur wollte das Schicksal dem Erdkreis diesen und länger
Ließ es ihn nicht.

Wohl! sagt vielleicht mancher hier. Daß bey Begeisterungsfähigkeit für die großen Zwecke des handelnden Lebens ausgezeichnete Werke des Denkens und Dichtens am leichtesten entstehn und am besten gelingen, ist nunmehr hinreichend dargethan. Wozu wortreich beweisen, was kein Mensch von gesundem Sinn bezweifelt? Offenbar aber gehört zum Gedeihn der Kunst und Wissenschaft daß es nicht nur solche gebe, welche das Wahre und Schöne erfindend und darstellend hervorbringen, sondern auch solche, die es rein aufnehmen, und sich und andere daran erfreun und bilden. Von jedem vorzüglichen Geisteswerke gilt, was Platon namentlich von der Dichtkunst behauptet, daß viel mehr darin liegt als der Urheber absichtlich und wissentlich hineinlegt. Hiedurch gewährt es unerschöpflichen Stoff zu Betrachtungen. Thöricht also, den Untergang edler Ideengebilde zu besorgen, als ob nicht jedes derselben tausendfältige Keime ausstreute, welche hier oder dort gewiß aufgehn, wenn nicht jetzo doch künftig. Freylich sind die äußern Stoffe, woran sie haften, der Zerstörung unterworfen; aber selbst hiegegen sind wenigstens die Sprach-

werke

werke geschützt durch die Erfindung des Bücherdrucks, welche ihnen die Unsterblichkeit, wenn sie dieselbe verdienen, sichert. Die Zahl der durch diese bewunderungswürdige Kunst verewigten Meisterstücke ist so groß, daß mit Vorrath zum Lesen, Erklären, Bewundern und Nachahmen die nächsten Jahrtausende hinreichend versehen sind. Gesetzt, diese Zahl würde nicht vermehrt, wer wird sich das so sehr zu Herzen nehmen? Reicht doch schon itzo keines Menschen Leben hin, von so vielem Vortrefflichen nur das Vortrefflichste sich anzueignen. Der Gedanke, daß die Schätze, woran er sein Herz hängt, unermeßlich sind, daß die Erhaltung derselben von dem Wechsel äußerer Schicksale unabhängig ist, läßt den Weisen, der sein Glück einzig im Denken findet, bey allem, was um ihn her vorgeht, ruhig und heiter. In verworrenen Zeiten an dem was auf dem Schauplatze des öffentlichen Lebens geschieht, innigen Antheil nehmen, ist mißlich und stört gar zu leicht die Stimmung, die erfordert wird, die feinere Schönheit zu erschauen, und die versteckte Wahrheit zu erspähn. Sind daher die Umstände so, daß die großen Ideen, welche die Werke der guten Meister beseelen, Mißverständnisse veranlassen könnten, so läßt man sie unbeachtet, und wendet seinen Blick von dem Inhalte weg auf die Gestaltung, auf die Wahl und Stellung der Worte, auf den bald feyerlichen bald hüpfenden Gang der

Fü-

Fügungen, auf die Klänge und Fälle der Sylben, und bewundert die künstlichen Wendungen, in welchen diese singend und tanzend sich mit einander verschlingen. Je kleinlicher diese Gegenstände sind desto löblicher ist der Eifer der Forschung: denn desto lebendiger erhält er die reine Liebe des Wissens, der nicht um das zu thun ist, was sie erkennt, sondern nur darum, daß sie erkennt. Mag es daher seyn, daß, um in der Kunst und Wissenschaft Würdiges hervorzubringen äußere Antriebe vonnöthen sind, die Seele in gewaltsame Bewegung zu setzen; um es zu verstehn und seiner froh zu werden, dazu gehört Ruhe, Muße, Stille, welche mit Ausnahme weniger außerordentlichen Fälle, die doch nur selten kommen, zu behaupten, der Weise immer in seiner Gewalt hat.

Dies ungefehr ist die Reihe von Betrachtungen, auf welche die Aeußerungen führen die man über das Verhältniß des politischen und wissenschaftlichen Lebens zeither von vielen Seiten vernommen hat und noch täglich vernimt. Bey allem Anschein der Bündigkeit ist sie so wenig haltbar, als wenn jemand von der Tugend behaupten wollte, einige Menschen und Zeitalter seyen bestimmt, die Tugend auszuüben, andere, was jene gethan haben, zu betrachten, auszulegen, zu zergliedern, zu bewundern und nachzumachen. In Ansehung des Sittlichen leuchtet jedem ein, daß nicht die Gesinnung sich nach dem Urtheil richtet, son-

dern

dern das Urtheil nach der Gesinnung, und daß diese vornehmlich bestimmt wird durch die Art und Weise, wie der Mensch hassend und liebend in die lebendige Gegenwart eingreift. So tief nämlich ist dem Menschen die Achtung für das Sittliche eingeprägt, daß er sich nie in dem Maße selber wegwerfen kann, um auf den Besitz desselben jeden Anspruch aufzugeben. Aus dieser Ursach ist er so eifrig bemüht, alles, was ihm liebenswürdig erscheint, löblich, und was sich mit den Bestrebungen, auf die er eingeschränkt ist, nicht vertragen will, werthlos zu finden. Ist daher ein Zeitalter so beschaffen, daß Selbständigkeit, Freymuth und was sonst des Menschen Gesinnung adelt, nicht Beyfall, sondern nur Gefahr bringt, daß es an Gegenständen fehlt, welche die Gewalt großer und mächtiger Leidenschaften aufregen können, daß die Leidenschaften alle niedergehalten werden durch die schlechteste unter ihnen, durch die Furcht; daß selbst die Bessern um uns her durch Lehre und Beispiel nichts eifriger zu empfehlen wissen als die traurige Tugend der Geduld: dann verwandelt sich das System sittlicher Begriffe völlig. Unter solchen Umständen geschieht es, daß die feige tückische Schwäche den Namen der Klugheit annimt, daß Sokrates für einen Schwärmer und Cato für einen Abenteurer gilt. So wahr ist es! Wo keine Tugend mehr entsteht, kann keine Tugend mehr begriffen werden. Dasselbe gilt von

der Kunst und Wissenschaft, auf welche sich anwenden läßt, was der Apostel sagt: Das sollt ihr für's erste wissen, daß keine Weissagung in der Schrift geschieht aus eigener Auslegung: denn es ist noch nie eine Weissagung aus menschlichem Willen hervorgebracht, sondern die heiligen Menschen Gottes haben geredet, getrieben von dem heiligen Geiste.

So wenig als die Propheten können die großen Denker und Künstler der göttlichen Einsprache entbehren, und etwas hievon muß auch dem zu Theil werden, der ihre Werke auslegen soll. Denn das Beste in diesen wird nicht deutlich durch Worte, und läßt sich weder erlernen noch ergrübeln, sondern muß durch eine Art von Eingeistung aus einer Seele unmittelbar in die andere übergehn. Eine solche Mittheilung aber findet rein und ungehindert nur zwischen solchen Statt, die sich in Sprache, Sitte und Denkweise nahe genug stehn um sich zu berühren. So wahr es daher in einer Rücksicht auch seyn mag, daß die Gegenwart nur aus der Vergangenheit erklärt werden könne: so läßt sich in anderer Beziehung mit gleichem Grunde behaupten, die Vergangenheit könne nur aus der Gegenwart verstanden werden. Den Geist in welchem die großen Meister ferner Zeiten und Völker gedacht, gedichtet und gestrebt haben, rein aufzufassen, werden wir nie vermögen, so lange uns nicht über unsere nächsten Umgebungen der Sinn

auf-

aufgeschlossen ist durch solche, die in unsere Zeit so ein=greifen, wie jene in die ihrige thaten. Fehlt es da=her Jahrhunderte hindurch einem Volke an solchen leitenden Genien; oder, was viel schlimmer ist, er=niedrigen sich die, in denen es seine Häupter ver=ehrt, so tief, denen, welche sie beherrschen und züch=tigen sollten, zu dienen und zu schmeicheln: dann wird in Kunst und Wissenschaft der Sinn für Natur, Ein=falt, Wahrheit, Maß und Schönheit, im ersten Fall abgestumpft, im zweyten verunreinigt oder verwirrt. Und gleichwie das Uebel eines geschwächten oder er=krankten Auges durch fleißige Betrachtung schöner Ge=mählde nicht gehoben, sondern vermehrt wird: so zeigt sich unter solchen Umständen der gelehrte Fleiß echter Bildung weit mehr nachtheilig als wohlthätig, indem er nur macht, daß man sich in Irrthum und Ver=kehrtheit immer tiefer und tiefer hineinarbeitet. So wahr ist es! Wo kein echtes Werk der Kunst und Wissenschaft mehr entsteht, kann keines mehr begrif=fen werden.

Dieß bestätigt an einem warnenden Beyspiele die Geschichte.

Das ganz reine und uneigennützige Wohlgefallen an der edeln Denk= und Redekunst, die nur denket um zu denken, und nur redet um zu reden, war vielleicht nie reger und nirgend weiter verbreitet als nach dem Untergang der Freyheit in Rom. Die

ganze gelehrte Bildung der Römer war von dem Studium der Beredsamkeit ausgegangen und verleugnete diese Abkunft auch da nicht, als Tiberius die Volksversammlungen aufhob, den Senat zu einer unterthänigen Dienerschaft erniedrigte, und so den Markt und die Curie zum Schweigen brachte. Nunmehr hob sich die gerichtliche Beredsamkeit so sehr, daß sie der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und künstlerischen Thätigkeit ward. Wie früher in die Theater, eilte itzo alles was hör- und seh-lustig war in die Gerichtshöfe, um sich an den Kunststücken zu ergötzen, welche dort die Sachwalter zur Schau stellten. Der erste unter diesen, welcher aus gefallsüchtiger Nachgiebigkeit gegen die Menge die Bahn der großen alten Meister in der Beredsamkeit verließ, war ein gewisser Cassius Severus. Doch war das Andenken an jene noch zu frisch, um sogleich vertilgt werden zu können. Die Häupter der neuen Schule, welche sich zu behaupten verzweifelten, so lange jene etwas gölten, ließen sich nun nichts angelegener seyn als sie herabzusetzen. Als einen der eifrigsten Widersacher und Lästerer dessen, was in der Kunst bis dahin für musterhaft gegolten hatte, nennt Quintilian den Seneca. Er selber machte es zum Geschäfte seines ganzen Lebens, schriftlich und mündlich durch Lehre und Beyspiel das Ansehn der Neuerer zu stürzen. Seine in vielem Betracht vortrefflichen Anweisungen zur

Beredsamkeit haben keinen andern Zweck, als die alterthümliche Würde, Einfalt und Maßhaltung zu empfehlen; aber der Unglückliche sah nicht, daß durch die niederträchtigen Schmeicheleien gegen den Domitian, die sein Werk schänden, er sich selber entgegenarbeitete, indem er durch ein so gefährliches Beyspiel die Gesinnung verderbte, und so die Quelle edler Gedanken und Empfindungen vergiftete. — Nein! nein! nicht er und seines gleichen konnten dem Verfall der Kunst wehren. Ein Mann hatte es vermocht, wenn es möglich gewesen, Tacitus, nicht sowohl durch seine Meisterschaft in der Kunst der Rede als vielmehr durch das, dem er diese Meisterschaft verdankte, ich meine den rechtschaffenen Haß, dem er sein edles Leben geweihet hatte. Da er aber hierin keine oder zu wenige Nachfolger fand: so ging das Muster, welches er aufstellte, auch für die Kunst verloren. Inzwischen blieben die Städte mit den herrlichsten Werken der Bildnerey zur täglichen Beschauung angefüllt, die Feyer so vieler glänzenden Feste gewann von Jahr zu Jahr an Schmuck und Pracht; es wurden viele Schulen theils neu angelegt, theils reichlicher ausgestattet, in diesen Schulen wurden die Werke der alten Meister wetteifernd gelesen, erklärt, auswendig gelernt, übersetzt, nachgeahmt, ohne daß die ihnen inwohnende Kraft mehr wirkte als der Magnet,

wenn

wenn er mit etwas anderm in Berührung kommt als mit Eisen.

Nachdem aber das feige, entartete und versklavte, das gottverlassene Geschlecht einem bessern Raum gemacht hatte, bey welchem, namentlich zuerst in der Lombardei, die alte Stadtverfassung von neuem aufblühte, so daß die Menschen anfingen, das Wort Freyheit wieder zu verstehn, und was es bezeichnet, als der Güter theuerstes zu lieben; worauf für Mailand, Florenz und andere Städte Tage erschienen, ähnlich den denkwürdigsten des alten Athen und Rom; und als nun mitten in dem regesten politischen Leben, unter den Kämpfen gewaltiger Parteyungen, Männer wie Dante, Petrarcha und Boccaz mit Werken hervortraten, welche die Zeitgenossen in den Stand setzten, sich selber zu begreifen, und was die Gegenwart ihnen Erhabenes und Ernstes, oder Liebliches und Ergötzliches darbot, zu Herzen zu nehmen, und sich mit Kraft und Anmuth darüber auszusprechen: siehe! auch in die alten Meister, welche Jahrhunderte hindurch gleich Schattenbildern umhergeirrt waren, kehrte da die entflohene Seele plötzlich zurück. Homer und Virgil, Cicero, Demosthenes und Platon, Thucydides und Tacitus fanden wieder Hörer, die ihrer werth waren, zum abermaligen großen Zeugnisse, daß Werke der Wissenschaft und Kunst am besten gewürdigt werden, wo sie am leichtesten entstehn.

Sagen,

Sagen, jene drey waren ihre Ueberlegenheit dem Studium der Griechen und Römer schuldig, widerstreitet aller Geschichte so sehr, daß man im Gegentheil behaupten muß: nicht sie verdankten ihre Größe den Alten, sondern die Alten die Verjüngung ihres Ruhmes ihnen. Denn so unleugbare Verdienste auch um die Gelehrsamkeit jener Zeit die damals aus dem Osten einwandernden Gelehrten als Gehülfen und Mitarbeiter sich unstreitig erworben haben: so würde es doch wahrscheinlich ihnen selbst ganz ungehörig vorkommen, auf unsern Tafeln der Geschichte als Hersteller der alten Kunst und Wissenschaft sich genannt zu finden. Die als solche zu ehren sind, waren nicht Sprachmeister, handelnde Menschen waren es, Menschen unter der Gewalt und im Dienste großer und edler Leidenschaften, eben so mächtig und standhaft im Hassen wie im Lieben.

Verhält sich nun alles, wie gezeigt worden: was soll man zu denen sagen, welche die Wissenschaften beschuldigen, müßiggängerisch zu machen und gleichgültig gegen die großen Angelegenheiten, von deren Entscheidung das öffentliche Wohl und Wehe abhängt?

Wenn ich die außerordentlichen Umstände erwäge, unter denen dieses Jahr das Krönungsfest wiedergekehrt ist: so scheint fast, wir könnten dasselbe nicht würdiger feyern als durch den Vorsatz, jene Verleumder durch die That zu widerlegen, und mit Anstren-

strengung aller Kräfte Tag und Nacht zu arbeiten, daß wir nicht unvorbereitet seyen, wenn heute oder morgen des Vaterlandes Ruf auch zu uns dringt: Wer will sprechen?

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Delbrück, Ferdinand, / Reichmayr, Blasius / Kilian, Wolfgang

Reden, veranlaßt durch die Ereignisse der Zeit vorgelesen in der kö
niglichen deutschen Gesellschaft zu Königsberg in Preußen

Königsberg 1813

Bibl.Mont. 1798-39,1/5#Beibd.1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10717725-6